

# Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse  
und deren Sonder-Ausgaben.  
Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

## Du sollst den Tag

Du sollst den Tag nicht vor dem Abend loben,  
So hell der Morgen und so schön der Tag:  
Oft hat sich spät noch schwül Gewölk erhoben,  
Der Abend schloß mit Sturm und Wetterschlag.

Du sollst den Tag nicht vor dem Abend schelten.  
Nach Regengüssen und nach Sturmesnot  
Oft sahst Du, wie die Wolken sich erhellten,  
Der Tag verglomm in goldnem Abendrot.

Am schönen Morgen lobe Du den Morgen,  
Am heißen Tag tu redlich Deine Pflicht,  
Und für den Abend laß den Himmel sorgen,  
Der beides schießt, Gewölk und Sonnenlicht.

## Das Battist-Tuch.

Aus dem Russischen von  
Georg Albert.

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Haben Sie die Güte, diese beiden Zeilen zu lesen,“ hat der Untersuchungsrichter Marjesnii die Frau Lopatschinskaja. „Ich will Ihnen helfen, denn ich weiß sie auswendig. „Kommen Sie auf den Nikolajewski-Bahnhof zum Abgang des Schnellzuges, aber lassen Sie sich von ihm nicht sehen.“ Kurz und deutlich. Und darunter steht ein Schnörkel, ähnlich dem Buchstaben S, dem Anfangsbuchstaben ihres Vornamens Sophia. Diesen Zettel verleugnen zu wollen, wäre nutzlos, denn „dir“ können hier, auf der Stelle, andere Muster Ihrer Handschrift ausfindig machen und ein Vergleich mit ihnen würde jeden Zweifel beseitigen. Wiederum bedeckte Blässe das Angesicht der jungen Frau. Sie war verwirrt, vernichtet. Es beängstigte sie die ihr unerklärliche Rolle dieses Besuchers, der bei ihr im Namen des Gesetzes erschienen und in die verborgensten Geheimnisse ihres Herzens drang, mit denen das Gesetz ihrer Meinung nach gar nichts zu tun hatte. Was konnte all das zu bedeuten haben? Seltsame, zusammenhanglose Gedanken zogen in rascher Folge durch ihr Hirn. War sie nicht etwa das Opfer eines geschickten, hinterlisti-



Dina. Nach dem Gemälde von Eug. von Blaas.

gen Erpressungsversuches? Oder hatte vielleicht ihr Gatte ihr Geheimnis erfahren und suchte er nun, ohne sie vorher unterrichtet zu haben, auf amtlichem Wege Tatsachen zu ermitteln, um die Scheidungsfrage einbringen zu können? Doch nein, dies sah ihm nicht ähnlich, entsprach zu wenig seiner geraden Natur. Sie vermochte keine dieser Vermutungen festzuhalten und verlor mehr und mehr ihre Fassung. Sie sah sich böllig allein mit diesem seltsamen, rätselhaften Menschen, der natürlich absichtlich eine Stunde gewählt hatte, wo ihr Mann nicht zu Hause war. Aber nein, es wäre ja noch schlimmer gewesen, wenn ihr Mann ihn gesehen hätte. . . . Sie lehnte sich in ihren Sessel zurück; ihre Hand, die auf dem Tische gelegen hatte, glitt kraftlos auf ihre Kniee herab und ließ dabei das zusammengeballte Battist-Taschentuch auf den Teppich fallen. Die Augen des Untersuchungsrichters loderten auf. Es war, als hätte er nur auf diesen Augenblick gewartet. Rasch, mit einer Behendigkeit, die man seiner schwerfälligen Gestalt nicht zugetraut hätte, bückte er sich, ergriff das Tuch und indem er es langsam in seiner Hand drehte, legte er es nahe vor sich auf den Tisch. Dies alles dauerte nur wenige Sekunden, aber auf seinem Gesicht trat während dieser Zeit eine auffallende Veränderung ein. Es war wie versteinert und zeigte den Ausdruck einer ruhigen, lei-

denkschaftslosen und unerbittlichen Zuversichtlichkeit. Während das Battisttuch sich in seiner Hand befunden hatte, war es ihm gelungen, in dessen Ecke einen gestickten Namenszug, die Anfangsbuchstaben S. L., zu erkennen. Es war ganz genau ebenso gezeichnet, wie das blutige Tuch, das in Uchanski's Zimmer im Kaminrohr gefunden worden war. Das furchtbare Rätsel war gelöst.

Der jungen Frau schien es, als ob sie jetzt erst den wirklichen Gesichtsausdruck des Untersuchungsrichters erkenne. Dieser zuversichtliche, leidenschaftslose Ausdruck und der erbarmungslose Glanz seiner Augen setzten sie in Bestürzung. Das Blut strömte ihr in die Wangen und vertrieb die Blässe, die bisher ihr Gesicht bedeckt hatte. Sie erhob die Augen, die im Gefühl der empfangenen Beleidigung und des Zornes aufloderten.

„Haben Sie nun endlich die Gewogenheit, mich darüber aufzuklären, was das alles bedeutet!“ rief sie aufgebracht. „Was soll dieses Verhör, das Sie mit mir anstellen? Mit welchem Rechte versuchen Sie, meinen Beziehungen zu Uchanski nachzuspüren? Wer hat Sie ermächtigt, oder — wer steckt hinter Ihnen? Welche Beziehung hat irgend ein nichtiger Zettel zu Ihrer Untersuchungssache? Wenn Sie in dieser Aufschrift einen intimen Inhalt vermuteten, so hätten Sie sie vernichten sollen, statt sie in die Tasche zu stecken. Oder sind Sie vielleicht ein Sammler von solchen Dingen? Ha — ha — ha!“

Narjesnii hörte sie aufmerksam an, während unter seinem dichten Schnurrbart ein kaum bemerkbares Lächeln den Mund umspielte. Es war ihm stets höchst interessant, zu beobachten, welche Methode des Leugnens der Verbrecher wählte. Frau Lopatschinskaja, der Gegenstand seiner jetzigen Untersuchung, hatte sich ihm soeben, wie er meinte, mit einem Schläge selber gekennzeichnet. Sie stellte sich, als verstehe sie nicht, was man von ihr wolle, und sie würde diese Rolle bis zur äußersten Möglichkeit beibehalten, bis zur endgültigen, unwiderlegbaren Ueberführung, und dann würde sie sich mit einem Male ergeben, in Ohnmacht fallen, von Selbstmord sprechen und zu guter Letzt alles gestehen, weich wie Wachs werden, die fernstehenden Missetäter verraten, wenn es deren gab, und zehnmal mehr erzählen, als nötig war. Alles das hatte Narjesnii in seiner Praxis gesehen und beobachtet, und alles war gleichförmig und alltäglich bis zum Verdruss.

In ihm war der Instinkt des Häschers erwacht, der dem Verbrecher nachspürt und sich ergötzt an dem Bewußtsein, daß dieser Verbrecher bereits unrettbar in seiner Gewalt ist. Der beleidigte Ton der jungen Frau, ihr gezwungenes Lachen, ihre künstlich verhehlte, dabei aber doch erkennbare Verwirrung — das alles gab ihm eine beinahe angenehm zu nennende Anregung und er fand Gefallen daran, das von ihr begonnene Spiel, das er schon im voraus gewonnen zu haben glaubte, fortzusetzen. . . . Daher antwortete er auf ihre erregten Worte im Tone des Beamten, der bestrebt ist, sich dem Publikum von einer lebenswürdigen Seite zu zeigen: „Verzeihen Sie gütigst, ich erlaube mir nur deshalb auf gewisse intime Dinge näher einzugehen, weil sie in naher Beziehung zu der Angelegenheit stehen. Wie Sie wissen — aus den Zeitungen natürlich — geschah der Mord unter Umständen, die darauf schließen lassen, daß das Verbrechen einen romanhaften Hintergrund habe. Weder eine Verabung noch Fortnahme von Dokumenten, nichts dergleichen hat stattgefunden. Unter solchen Verhältnissen ist es äußerst wichtig, gerade die intimen Seiten aus Uchanski's Leben aufzudecken. Darum möchte ich Sie bitten, in unserem Gespräch auf den Maskenball in der Nacht des Verbrechens zurückkommen zu dürfen. Sie waren dorthin gegangen, um Uchanski zu sehen und seinen Beziehungen zu einer anderen Frau, die Ihre Eifersucht erweckte, nachzuforschen. Sagen Sie, war Ihnen diese Frau unbekannt? Waren Sie noch nie mit ihr zusammengetroffen, wußten Sie nichts Bestimmteres über ihre Beziehungen zu Uchanski?“

Frau Lopatschinskaja hörte Narjesnii an, ohne ihn anzublicken und schien an etwas ganz Anderes zu denken. Dieses Andere hing zwar mit dem Gegenstande des Gesprächs zusammen, rief aber nur eine Befürchtung hervor, die sich ausschließlich auf ihre eigene Person bezog. Sie fürchtete nur das eine: daß sie in die Angelegenheit verwickelt und gezwungen werden könnte, Aussagen zu machen, welche niedergeschrieben werden und ihre nahen Beziehungen zu Uchanski und ihr Erscheinen auf dem Maskenball der Öffentlichkeit preisgeben würden. Außer diesem einen war in diesem Augenblick nichts im Stande, ihre Gedanken zu fesseln.

Sie mühte sich ab, auch die geringfügigsten Einzelheiten jenes Abends in ihr Gedächtnis zurückzurufen, um sich zu vergewissern, ob sie nicht irgend eine Unvorsichtigkeit begangen hätte, die sie verraten konnte. Doch nein, sie hatte alles mit Umsicht und Voraussicht eingerichtet. Ihr Mann war an jenem Tage zur Befichtigung eines Baues nach Jarfskoje-Selo gefahren, müde zurückgekehrt und hatte gesagt, daß er sich zeitig schlafen legen wolle. Sie hatte ihm mitgeteilt, daß sie zu ihrer Schwester gehen wolle, „bloß auf einen Augenblick“. Abends war sie dann in ihrem gewöhnlichen schwarzen Kleide in einer Droschke weggefahren. Bei ihrer Schwester

war keine fremde Person anwesend, sogar das Dienstmädchen war, wie durch Fügung des Schicksals, gerade an dem Tage beurlaubt. Die Schwester gab ihr ihren eigenen Domino und ihre Maske; so ausgerüstet, fuhr sie auf den Maskenball, wo sie nur ganz kurze Zeit verweilte. Sie kehrte darauf wieder zur Schwester zurück, die ihr selber die Tür öffnete, zog sich abermals um und fuhr nachts in der zweiten Stunde nach Hause. Ihr Mann schlief und sie kleidete sich aus, ohne ihn zu wecken.

Die Schwester würde sie selbstverständlich in keinem Falle verraten, und der Mann ihrer Schwester, ein Kavallerie-General, war auf Dienstreisen abwesend.

Auf dem Maskenballe konnte sie allerdings jemand von ihren Bekannten erkannt haben. Sergius Walkowski hatte ihr so zugesächelt, als habe er ihr Geheimnis durchdrungen. Aber kann man sich denn auf eine Ähnlichkeit verlassen, die man an einer maskierten Gestalt wahrnimmt? Wie konnte er oder irgend ein anderer beweisen, daß sie es wirklich gewesen war?

Nein, sicherlich, sie hatte nichts zu befürchten. Der einzige Mensch, der sie hätte überführen können, war Uchanski und der war tot. Sie mußte alles leugnen und sich sogar bei ihrem Manne über den unangebrachten Besuch des Untersuchungsrichters beklagen. Im äußersten Notfalle konnte sie sogar den Zettel, den sie an Uchanski geschrieben, verleugnen. Sehen sich nicht öfters weibliche Handschriften ähnlich? Und das Papier war ganz gewöhnliches, wie man es in jedem Hause findet.

Frau Lopatschinskaja schlug kühn die Augen zu Narjesnii auf. „Wenn ich eine Freundin von Mystifikationen wäre, so könnte ich Ihnen einen Haufen Unsinn vorreden und das wäre die gerechte Strafe für Ihre Leichtgläubigkeit,“ sagte sie mit leisem Lachen. „Aber es handelt sich um eine sehr ernste Angelegenheit, um einen Mord. . . . Ich habe Uchanski oberflächlich gekannt und will nicht seinen Tod zum Anlaß eines Scherzes machen. Ich kann Ihnen nur raten, Ihre Untersuchungen sorgfältiger anzustellen und nicht gleich dem ersten besten Einfall, der Ihnen in den Kopf kommt, zu folgen. Auf Maskenbälle gehe ich nicht, Uchanski habe ich am Tage der Ermordung nicht gesehen, von seinen Beziehungen zur Frauenwelt weiß ich nichts, irgend welche Eifersucht hat niemand bei mir erweckt und irgend welche nützliche Auskunft vermag ich Ihnen absolut nicht zu geben. . . .“

Narjesnii warf einen raschen Blick auf sie. „Sie waren nicht auf dem Maskenball?“ fragte er, ohne den Blick abzuwenden.

„Wie ich Ihnen sagte.“

„Nun ja, sie wird alles ableugnen und als Frau spielt sie die kleine Komödie nicht schlechter, als eine erfahrene Schauspielerin — bis ich ihr den entscheidenden Schlag versetzt haben werde,“ dachte Narjesnii.

„In diesem Falle gestatten Sie, daß ich selber Ihnen alle Vorgänge jener Nacht ins Gedächtnis zurückrufe,“ sagte er laut. „Sie sind auf den Maskenball gefahren, weil Sie mit Uchanski zu sprechen hatten. Sie wußten, daß er sicher dort sein würde. Und Sie haben ihn auch tatsächlich dort getroffen. . . .“

Die junge Frau machte eine ungeduldige Bewegung.

„Aber Uchanski war nicht allein,“ fuhr Narjesnii fort. „Er saß bei einer Maske. Diese Maske, diese Frau erweckte ihre Eifersucht. Sie folgten den beiden, Sie spähten nach einer Gelegenheit, mit Uchanski zu sprechen. Es gelang Ihnen schließlich, einen günstigen Augenblick dazu zu erhaschen. Es erfolgte zwischen Ihnen ein Wortwechsel, der so erregt war, daß Sie beide die Unmöglichkeit einfanden, ihn auf dem Balle fortzusetzen. Da schlug Uchanski Ihnen vor, mit ihm nach seiner Wohnung zu fahren. Nach einigen Einwendungen willigten Sie ein. . . .“

Frau Lopatschinskaja sprang empört vom Sessel auf. „Verehrtester Herr, wer hat Ihnen das Recht gegeben, mich zu beleidigen? Es scheint doch, als ob Sie gar zu sehr Ihre Rechte als Untersuchungsrichter mißbrauchen. . . .“, rief sie.

„Gestatten Sie, daß ich zu Ende rede,“ unterbrach sie Narjesnii. „Ich mißbrauche keineswegs meine Rechte, im Gegenteil, ich verzichte sogar teilweise auf sie. Ich hätte Sie einfach zu mir in das Gerichtszimmer vorladen lassen können; ich zog es aber vor, mich zu Ihnen zu begeben, weil das so für Sie bequemer ist. Haben Sie nur die Güte, mich nicht zu unterbrechen. Sie sind also mit Uchanski zusammen abgefahren. In seiner Wohnung nahm sodann die Aussprache mit ihm ihren Fortgang und wurde immer hitziger. Sie waren empört über Uchanski. Ihre Vorwürfe, Ihre Forderungen, machten auf ihn keinen Eindruck. Liebe, Zorn, Eifersucht, Rachedurst brachten Sie zur Raserei. Und da fiel Ihr Blick zufällig auf ein glänzendes Spielzeug, das auf seinem Schreibtisch lag. . . . Soll ich Ihnen sagen, was das für ein Spielzeug war?“

Narjesnii heftete auf die junge Frau einen durchbohrenden Blick. Sie aber starrte ihn verwundert, verständnislos, mit weit aufgerissenen Augen an.

„Es war ein kleiner, schön gearbeiteter Dolch, wie gemacht für eine Frauenhand,“ fuhr der Untersuchungsrichter fort. „Sie ergreifen ihn, und im Uebermaß der Wut versehen Sie Uchanski einen

Stoß ins Herz . . ." Frau Lopatschinskaja prallte förmlich zurück; ihr bleiches Angesicht zeigte höchstes Entsetzen. „Sie glauben, daß ich — die Mörderin bin? Eine Mörderin? Ich!“ schrie sie beinahe, die Hände ringend. „Das ist ja sinnlos, das ist Wahnsinn! Was kennen Sie für Taschachen, um auf solch einen ungeheuerlichen Verdacht zu kommen?“

„Versuchen Sie doch gütigst, sich zu beruhigen und gestatten Sie mir, zu Ende zu kommen. Es fehlt nur noch sehr wenig. Wollen Sie sich nicht der Mühe unterziehen, noch einmal Platz zu nehmen, wie zuvor?“

Die junge Frau machte schwankend einen Schritt vorwärts, ohne ihren vor Schrecken starren Blick von ihm abzuwenden, und ließ sich wieder in den Sessel nieder.

Narjesnii setzte sich nicht; er zog es vor, stehend, von oben herab, den Gesichtsausdruck der jungen Frau zu beobachten. „Als Sie sich überzeugt hatten, daß Uchanski tot sei, traten bei Ihnen alle anderen Gefühle zurück vor dem Trieb der Selbsterhaltung,“ fuhr er fort, ohne seinen unerbittlichen, fast triumphierenden Blick von ihr abzuwenden.

„Sie warfen den Dolch vor die Füße des Toten. Sie hatten keinen Grund, dieses Spielzeug zu verbergen; im Gegen-

teil, Sie konnten annehmen, daß es auf eine falsche Spur führen, den Gedanken an Selbstmord nahelegen würde. Aber als Sie den Dolch aus der Hand ließen, bemerkten Sie, daß die Hand voll Blut war. Da zogen Sie ein Taschentuch hervor — ein kleines Wattistuch — gerade so eins wie dieses —“

Narjesnii streckte den Arm aus und ergriff das auf dem Tische liegende Tuch der jungen Frau. Diese rührte sich nicht, nur ihr Gesicht wurde immer blässer.

„Sie zogen ein Tuch hervor und wischten damit sorgfältig die Hand ab,“ fuhr Narjesnii fort. „Aber dann wollten Sie das blutige Stück Wattist nicht wieder in die Tasche stecken; Sie überlegten, wo Sie es hinwerfen könnten, und als Sie sich umschauten, fiel Ihr Blick auf das Kaminrohr. Sie öffneten das Türchen und warfen das Tuch hinein.“

Frau Lopatschinskaja starrte ihn immer noch mit weit geöffneten, verständnislosen Augen. Sie fühlte nur Entsetzen und vermochte keinen Gedanken zu fassen. „Ich? Warum denn ich?“ rief sie endlich, und in diesem Ausruf lag ein so aufrichtiger Ton, daß Narjesnii einen Augenblick betroffen war. „Nur deshalb, weil Ihnen der Mörder unbekannt ist?“

„Sie irren, der Mörder ist bekannt,“ antwortete nach einer Pause Narjesnii. „Der Mörder ist die Frau, der dieser unbordichtigerweise in das Kaminrohr gesteckte Gegenstand gehört . . .“

Und er zog rasch aus der Brusttasche ein blutiges, zusammengeballtes Taschentuch und entfaltete es vor den Augen der jungen Frau. Diese fuhr in unwillkürlichem Schrecken zurück.

„Sie sehen, daß diese beiden Taschentücher einander vollkommen gleich sind; sie sind ganz gleich gezeichnet, „S. L.“ Kein Sachverständiger wird bestreiten können, daß sie aus ein und demselben Duzend stammen,“ sagte Narjesnii in unerbittlichem, leidenschaftslosem Tone.

Die junge Frau stürzte sich förmlich auf ihn. „Mit meinem Namen gezeichnet? Was reden Sie da? Sie haben den Verstand verloren!“ schrie sie entsetzt.

Narjesnii hielt vorsichtig das blutige und rußgeschwärzte Taschentuch mit beiden Händen fest und zeigte ihr den Zipfel mit den Buchstaben S. L. „Überzeugen Sie sich selbst,“ sagte er.

„Wo haben Sie das her? Wie kommen Sie dazu?“ rief sie, am ganzen Leibe zitternd.

„Aus dem Kaminrohr in der Wohnung Uchanski.“

Der jungen Frau schien es, als habe sie den Verstand verloren. Sie schloß unwillkürlich die Augen. Alles schien ihr wie ein unsinniger, fürchterlicher Traum, wie ein Traum, aus dem sie niemals erwachen würde. — „Jetzt werden Sie freilich nicht mehr

leugnen wollen,“ begann

Narjesnii wieder, der jetzt selber etwas nervös zu werden anfang.

Frau Lopatschinskaja unterbrach ihn mit ungeduldiger Geberde.

„Warten Sie, mir fällt jetzt etwas ein —

alles,“ rief sie, indem sie den Arm weit

von sich streckte, wie

wenn sie Narjesnii zurückhalten wollte.

„Dort, auf dem Masken-

ballen . . .“ —

„Ah, Sie geben also zu, daß Sie auf dem Masken-

ballen waren,“ fiel rasch der Unter-

suchungsrichter ein. —

„Nun ja, ich war dort, ich wollte allerdings Uchanski

sprechen . . .“ fuhr sie fort.

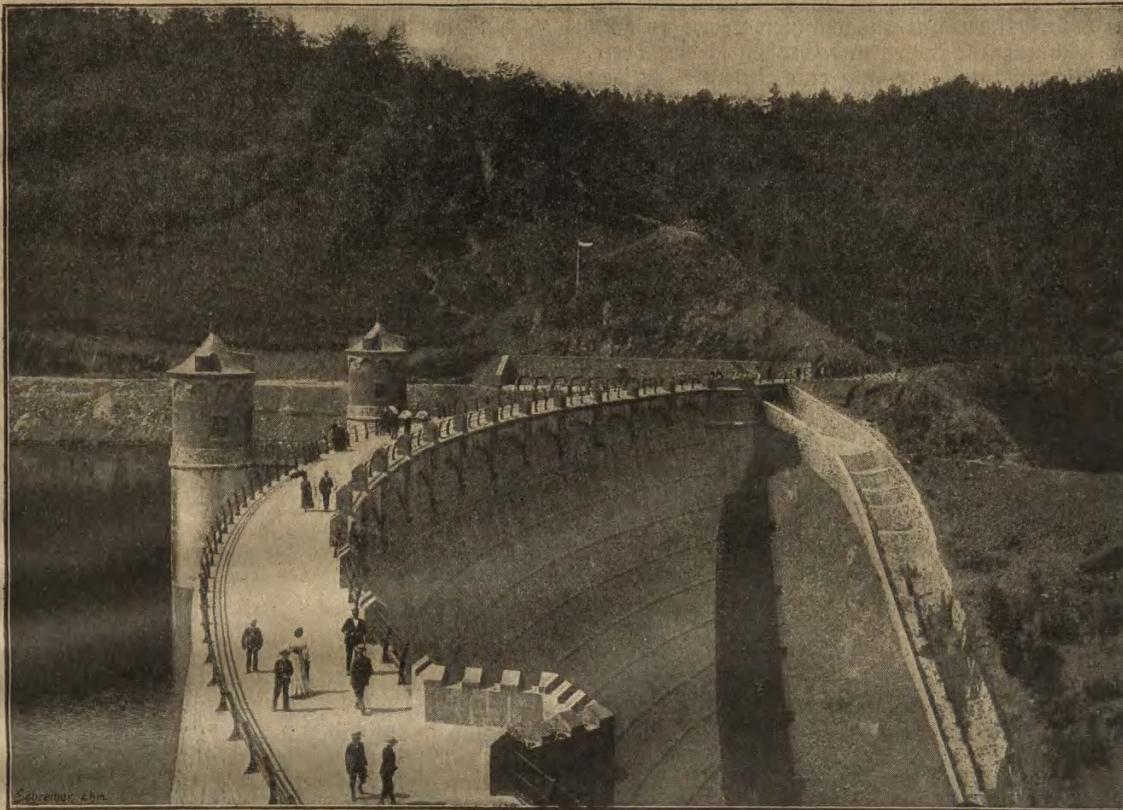
„Unterbrechen Sie mich nicht, bei mir dreht sich

alles in meinem Kopfe

Ich sah ihn, trat an ihn heran — er saß bei einer maskierten Dame — und dort, im Ballsaale, habe ich mein Taschentuch fallen lassen. Ja, es war im Saale selbst. Ich merkte es beim Hinausgehen, als ich die Hand in die Tasche steckte, um das Portemonnaie herauszunehmen. Offenbar hat jemand mein Tuch aufgenommen . . . es ist in die Hände einer Mörderin geraten. — Mein Gott, wie ist das entsetzlich, wie entsetzlich hat sich das alles zugetragen. — Meine Gedanken verwirren sich . . .“

Sie konnte nicht weitersprechen. Die furchtbare Bedeutung des über sie hereingebrochenen Unheils überwältigte sie. Tränenlos, aber mit dem Ausdrucke unbeschreiblicher Qual im Angesicht, starrte sie vor sich hin, und ihre Einbildungskraft eilte mit Blitzschnelle von einem furchtbaren Bilde zum andern. Ihr Gatte, das Gefängnis, das Gerede der Leute, der Bekanntenkreis, das Gericht, das alles kreiste wie ein Wirbelsturm in ihrem betäubten Hirn. Aber nur wenige Augenblicke dauerte dieser Zustand. Das Bewußtsein, an dem Verbrechen gänzlich unbeteiligt zu sein, kehrte zu ihr zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Blick auf die Mauer der Sengbach-Talsperre bei Solingen.

Die große Sengbach-Talsperre bei Solingen, die jüngst ihre feierliche Weihe erhielt, ist die siebente Talsperre im Bergischen Lande. Sie bildet einen Hauptbestandteil des von der Stadt Solingen errichteten neuen Wasserwerkes, das sich als eine Anlage für Trinkwasser und Kraftgewinnung darstellt. Das Wasser wird durch Aufstauung des Sengbaches in der Hauptanlage im Sammelbecken mittels großer Talsperre gewonnen; Kraftwasser ergibt außerdem die große Wehranlage bei Neuenkotten. An das Vorbecken schließt sich der große, secartig gestaltete Hauptstauweiher mit einem Inhalt von 3 000 000 Kubikmetern Wasser, einer Höhe der Speermauer von 37 Metern über der auf 111 Meter über dem Meeresspiegel gelegenen Talsole an. Die Sperrmauer hat an ihrer Basis die größte Stärke mit 36,5 Metern, während die auf + 148 Metern gelegene Mauerkrone 5 Meter breit ist. Aus der Sperrmauer wird das zur Wasserversorgung nicht erforderliche Wasser durch eine eiserne Rohrleitung von 700 Millimetern Weite der Pumpstation an der Wupper zugeführt und treibt dort bei Mittelwasser mit 50 Metern Gefälle zwei Hochdruckturbinen von je 300 Pferdekraften. Die Gesamtanlagen ohne Grunderwerb und Elektrizitätswerk erforderten einen Aufwand von 2 400 000 Mark.

„Station X!“ Der Zug fuhr in die Halle. Ein schlanker, hochgewachsener Mann stieg aus und rief nach einem Gepäckträger. Als er sah, daß die wenigen dienstbaren Geister beschäftigt waren, nahm er selbst seinen kleinen, eleganten Koffer nebst Plaid und Schirm in die Hand und ging durch das Bahnhofsgelände nach der Seite hin, wo die Droschken standen.

Alles noch wie damals. Hier wenigstens, auf dem Bahnhof, und soweit sein Blick reichte, hatte sich nichts verändert. Nichts, als er selbst. Das bewies ihm das Nichterkennen der Leute, an denen er vorüberfuhr, und mit denen er doch vor Jahren so oft geplaudert hatte. Es gab nicht viel Abwechslung in dieser kleinen Stadt, besonders nicht für solche, die, wie er damals, mit jedem Pfennig rechnen mußten und sich nicht das geringste Vergnügen gönnen konnten. Diese pilgerten dann hinaus nach dem kleinen Bahnhof, um Menschen und etwas von dem draußen pulsierenden Leben zu sehen.

Unter diesen Menschen hatte auch er oft gestanden mit der Sehnsucht nach dem vollwertigen, gut ausgenützten Leben im Herzen, mit dem Drang nach allem Schönen und Großen in der Seele, den weitestgehenden Plänen im Kopfe und eine Zukunft vor den Augen, die zu erreichen er sich stark und kräftig genug fühlte, trotz aller Sorgen, Not und Enttäuschungen, in denen er lebte.

Heute war es anders. In langen, bitteren Kämpfen hatte er sich durchgearbeitet zu einer Höhe, die er kaum erhofft; — und wenn man die Ersten im Lande nannte, war sein Name darunter. Aber all das Glück, der Ruhm und die Erfolge, sie konnten sein jahrelanges, bitteres Elend nicht ganz aus seinem Gedächtnis verwischen, und selbst sein Lachen hatte einen ersten Beigeschmack. Er griff bei seinen dichterischen Arbeiten in des Lebens Tiefen hinunter und stellte hart und scharf die Verhältnisse so dar, wie sie wirklich sind, jedes beschönigenden Zierats entkleidet. Das war nicht nach Jedermanns Geschmack, aber dies beirrte ihn nicht. Er ging seinen Weg, wie er sich ihm vorgeschrieben.

Jetzt, nach einem Jahrzehnt, trieb ihn das Verlangen, die Stadt, in der er seine trostlosesten Jahre verbracht hatte, wiederzusehen. Vielleicht stand es noch, das kleine Haus in der engen Straße, wo er in einer Dachkammer nach hinten heraus gewohnt hatte.

Er wollte noch einmal das niedrige Zimmer betreten, in dem er gehungert und gefroren und trotzdem mit leuchtenden Augen und klopfenden Pulsen das erste Werk geschrieben, das ihn dann berühmt gemacht hatte.

Er hatte viel erreicht, und doch wie wenig, wenn er an seine Ideale dachte! Er wußte heute bereits, daß auf der Höhe stehen einsam und gefährlich war, und sah deutlich den Abgrund vor sich, in den Mißgunst, Neid und elende Anfeindung große Talente treiben. Er kannte jetzt die Welt; aber es war nicht die Welt von damals, die er sich in seinem Denken und Empfinden gebildet hatte.

Die Droschke hielt. Das Haus stand wirklich noch. Es hatte dieselbe aschgraue Farbe von damals, die er nicht leiden mochte, weil es die Farbe seiner treuesten Begleiterin, der Sorge, war.

Er klingelte. Es wurde ihm geöffnet. Da stand seine Wirtin ganz wie in früherer Zeit; die Jahre schienen spurlos, wie so oft bei alten Leuten, an ihr vorübergegangen zu sein. Die Haare etwas weißer, der Rücken etwas runder, das war alles; sonst war es noch dasselbe freundliche Gesicht mit den guten Augen.

Sie sah den großen, bärtigen Mann mit den melancholischen Augen erstaunt an. Noch mehr erstaunte sie, als er nach der Dachkammer fragte. Sie war zufällig vor einigen Tagen frei geworden. Aber was wollte er, der vornehme Mann, damit?

„Ich möchte mir das Zimmer ansehen — für meinen Neffen.“ Nun ging sie voran, und er folgte. Als sie oben an der kleinen Treppe ankamen, die zu dem Stübchen hinaufführte, stieg die Erinnerung so heiß in ihm empor, daß er mit den Worten: „Die Stube ist wohl offen?“ die Frau zur Seite schob, rasch an ihr vorbeisprintend, in die Stube hinein.

Eingetreten, schob er den Riegel vor, er wollte — er mußte allein sein.

Er sah sich im Zimmer um. Genau wie damals! Nichts hatte sich verändert. Dieselben Möbel und genau so aufgestellt wie zu seiner Zeit. Dasselbe Antier von einem Schreibtisch, das die Wirtin auf seine Bitte bei einer Auktion erstanden, und an dem er tage- und nachtelang in fliegender Hast im Banne seiner Hoffnungen und Entwürfe gearbeitet hatte. Das war ein stummes Wiedersehen nach zehn Jahren, das doch so Vieles sagte.

Von Ergriffenheit übermannt, sank er auf den Sessel vor dem Schreibtisch und legte einen Augenblick den Kopf auf die abgeschabte Tischplatte; dann stand er auf und ging der Tür zu. Die Motten waren immer noch in dem alten grünen Plüschsofa. Und auch die schlechten Delldruckbilder, die mit ihren grellen Farben so oft seine

Augen verletzt hatten, waren noch da. Auch der halbblinde Spiegel, vor dem man immer Kunststücke machen mußte, um sich darin sehen zu können, hing noch an derselben Stelle.

Die zehn Jahre waren wie zehn Tage über diesen Raum hinweggegangen.

Ein wiederholtes Pochen an der Tür mahnte ihn daran, daß er kein Recht habe, hier allein zu sein.

Noch ein Umschauen, ein Aufatmen, und er öffnete die Tür. An dem mißtrauischen Gesicht der alten Frau konnte er deutlich die Verurteilung seiner Dreistigkeit erkennen, aber es war ihm gleich; was er gewollt, hatte er gehabt — das ungestörte Wiedersehen.

Er murmelte eine Entschuldigung. Da fiel sein Blick auf den grünen Kachelofen, dessen Größe in gar keinem Verhältnis zu der kleinen Stube war und der da, wie mitten ins Zimmer hineingeschoben, stand — breit, anspruchsvoll: „Raucht der Ofen noch — auch?“ verbesserte er sich schnell.

„Manchmal,“ versetzte die Frau zaghaft. Er lächelte vor sich hin. Er kannte diesen dampfenden Schlot, der ihn oft zur Verzweiflung gebracht hatte, nicht allzu oft freilich, da das Heizmaterial gewöhnlich fehlte.

„Na, na, Frau Weller, er wird sich wohl nicht viel gebessert haben,“ lachte er und schlug mit der flachen Hand auf die grünen Kacheln.

Frau Weller riß die Augen noch weiter auf und fragte überrascht: „Der Herr kennen mich?“

„Freilich kenne ich Sie und weiß, daß Sie eine ganz prächtige Frau sind. Sehen Sie mich einmal genau an —“ und er drehte sich nach allen Seiten und ließ sich beschauen.

Sie überlegte. . . Nein, sie hatte nie einen Herrn gekannt mit solchem stattlichen Vollbart.

Er nahm die Brille ab und strich sich mit der Hand den Bart weg. Da stieg ihr die Erinnerung auf an einen blassen, jungen Menschen, der ihr immer so leid getan — und als er nun gar, ihren Ton nachahmend, räsonnierte: „Aber erbarmen Sie sich, das geht ja nicht, zu nachtschlafender Zeit arbeiten in dem kalten Zimmer! . . . Du liebes Gottchen, Sie machen sich ja ganz zu schanden,“ da wußte sie auch, wer er war.

Sie schlug die Hände freudig zusammen und rief: „Sind Sie es denn wirklich, Herr Nagel? Und Sie tun mir alten Frau die Ehre an —“ dabei kollerten ihr auch schon die Tränen über die Wangen.

Die ehrliche Freude der braven Alten tat ihm wohl. Nicht allzu oft im Leben war er auf echtes Gefühl gestoßen. Er nahm ihre beiden Hände und drückte sie herzlich.

„Ja, ja, ich bin's. Ich wollte gern noch einmal im Leben dieses Zimmer wiedersehen.“ Und ihr enttäushtes Gesicht gewahrend, setzte er hinzu: „Und Sie natürlich auch, Frau Weller!“

Dann wollte er gehen, aber sie ließ ihn noch nicht los; erst mußte er ihr erzählen von seinem Glück und wie alles gekommen sei. Und als er nun gar noch sagte, daß er hier, in diesem Zimmer, an diesem Schreibtisch den Grundstein zu seiner jetzigen Berühmtheit gelegt hatte, da strahlte Frau Wellers Gesicht vor Stolz und Freude.

Doktor Nagel sah nach der Uhr, er mußte eilen, sonst fuhr ihm der Zug weg.

Heimlich nahm er einen blauen Schein aus seiner Brieftasche, und ihn Frau Weller in die Hand drückend, bemerkte er lächelnd: „Alte Schulden, Frau Weller, herzlichen Dank, und Gott befohlen!“

Dann ging er schleunigst die enge, knarrende Treppe hinunter und verließ das Haus. Er wollte die Dankworte der vor Rührung sprachlosen Frau nicht mehr abwarten.

Langsam schlenderte er dem Bahnhof zu, nach rechts und links sehend. Lauter unbekannte Menschen, die neugierig dem Fremden nachblickten; sie interessierten ihn nicht weiter. Er hatte sonst gar keine Anknüpfungspunkte mit dieser Stadt als das Stübchen und die Erinnerung an schwere Zeiten.

Waren sie wirklich so schwer gewesen? Hielt er jetzt das Glück? Sonderbar, es dünkte ihm, als ob er vor zehn Jahren, trotz aller Sorgen und Entbehrungen, in der schmucklosen, dürftigen Dachkammer sich freier und glücklicher gefühlt hätte als heute. Die Jugend hatte ihren verklärenden Schimmer über die durchdachten Jahre geworfen. Heute hatte er etwas erreicht. War es dieses Ringens wert gewesen? War nicht das Streben, das Kämpfen das Schönste an diesem Erfolg?

Er war ein Dichter! Das ließen ihm selbst seine Feinde; aber die wirkliche Poesie war in der Dachkammer geblieben. Was er da geschrieben, hatte ihn zum Dichter gemacht.

Mit diesen Gedanken bestieg er den Zug und dampfte der Hauptstadt zu.



Die Krone der Hort des Friedens. Von C. v. Heltzig.

„Ein Herr ist draußen. Er möchte den Herrn Staatsanwalt dringend in Sachen Labunde sprechen. Er habe höchst wichtige Mitteilungen zu machen.“ Mit dieser Meldung trat ein Gerichtsdieners in das Bureau des Staatsanwalts.

Der Herr Staatsanwalt war schlechter Laune. Schon wieder etwas Neues in Sachen Labundes! Erst Tags zuvor hatte er einen außerordentlich überraschenden Besuch erhalten. Ein junger Mann vom Lande hatte sich gemeldet. Den biederen Landbewohner sah man ihm von weitem an. Ein sehr schmieriges, zerknüttertes Zeitungsblatt entfaltend, erklärte er: „Herr Staatsanwalt, ich habe das hier zufällig gestern gelesen. Meine Frau hat nämlich gestern ein paar Pfund Strickwolle aus der Stadt mitgebracht und die Wolle war in dies Papier hier eingewickelt. Der Aufruf ist zwar schon ein paar Wochen alt, aber ich denke, es ist immer noch Zeit, daß ich mich melde. Ich bin nämlich der Mann, der hier von der Staatsanwaltschaft gesucht worden ist. Maltusch, so heiß ich und aus Wieringsdorf bin ich, zehn Meilen von Nordenau. Und es stimmt, daß ich am fünfundzwanzigsten August vorigen Jahres am neuen Markt mit einem Mann namens Labunde zusammen gezecht habe. Daß es am fünfundzwanzigsten August war, weiß ich genau. Denn ich hatte an dem Tage eine alte Schuld von achthundert Mark eingekassiert, die hier der Tischlermeister Weber in der Langenstraße meinem verstorbenen Vater schuldig gewesen war — schon über sechs Jahre, und ich hatte gar keine Hoffnung mehr gehabt, daß ich überhaupt in meinem Leben zu dem Gelde gelangen werde. Und in der Freude meines Herzens ging ich in das erste beste Schanklokal, das ich auf meinem Wege nach dem Bahnhof antraf. Und da gabelte ich denn einen Menschen auf, einen armen Teufel, dem der Hunger und der Durst aus den Augen sah, den traktierte ich — wieviele Schnäpfe und Seidel Bier es gewesen, die ich für ihn bezahlt hatte, weiß ich nicht mehr. Aber das weiß ich noch genau, daß es schon zwei Uhr geschlagen hatte, als wir zusammen aufbrachen, Labunde und ich und da mögen wir wohl jeder so'n Stückler zehn Glas Bier geschmiert haben. Und dann hernach, als wir in die Bahnhofstraße kamen, dann kriegten wir das Zanfen und der Kerl, der Labunde — den Namen habe ich genau behalten, weil es doch ein so komischer, seltener Name ist — also der Labunde haut mir eins auf die Nase, daß Sie's noch heute sehen können, Herr Staatsanwalt!“

Dabei hatte sich der junge Mann zu dem Schreibtisch des Staatsanwalts hinübergebeugt und auf sein Nasenbein gezeigt, das allerdings einen deutlich sichtbaren Knick aufwies.

Der Staatsanwalt hatte die Aussage des Landwirts zu Protokoll genommen und sofort Recherchen angestellt. Mit dem Darlehn, das der Tischlermeister Weber zurückgezahlt haben sollte, hatte es seine volle Richtigkeit. Das hatte die Aussage des betreffenden Handwerkers bereits unwiderleglich bewiesen. Und wegen der anderen Aussagen hatte der Staatsanwalt nach der Heimatsbehörde des Maltusch geschrieben. Aber schon heute war er überzeugt, daß Maltusch kein Windbeutel war oder gar ein Helfershelfer Labundes. Denn die Ehrlichkeit und Gutmütigkeit hatte zu deutlich auf dem Gesicht des Zeugen geschrieben gestanden und hatte aus seiner ganzen Art und Weise gesprochen. Daß der Schankwirt Noack, um sich vor Strafe wegen Ueberschreitung der Schankerlaubnis zu bewahren, falsch ausgesagt hatte, durfte kaum verwundern. Wenn sich aber alles das bewahrheitete, wenn sich ergab, daß Labunde in der Nacht vom fünfundzwanzigsten auf den sechsundzwanzigsten August in Noacks und Maltuschs Gesellschaft bis zwei Uhr morgens verweilt hatte, da war auch jede Möglichkeit, daß er der Mörder Weidners sein konnte, ausgeschlossen. Denn Weidner war — das war durch verschiedene unbescholtene Zeugen ausgesagt worden — gegen ein Uhr vom Gesellschaftshause aufgebrochen. Der Mord mußte also kurz nach ein Uhr geschehen sein . . .

„Führen Sie den Herrn herein!“ gebot der Staatsanwalt dem Gerichtsdieners und mit einer gewissen verdrießlichen Spannung sah er dem Besuch entgegen.

Hollweck trat mit der Sicherheit eines Menschen ein, dem es nichts neues ist, vor Gericht eine Aussage zu machen. Der Staatsanwalt maß den Eintretenden mit mißtrauisch forschenden Blicken.

„Wer sind Sie?“

„Mein Name ist Hollweck. Ich stehe im Dienste des Berliner Detektivinstituts May.“

Der Staatsanwalt riß seine Augen weit auf. Und dann trat ein Zug in seine Miene, der seinem Gesicht nicht gerade etwas Wohlwollendes verlieh.

„Sie haben in Sachen Labunde eine Aussage zu machen?“ fragte er weiter, sehr reserviert und kühl. „Sind Sie denn mit dem Fall bekannt?“

„Sowohl, Herr Staatsanwalt. Von Berufswegen. Ich weile seit Monaten in der Stadt mit dem Auftrage, Material zu dem Wiederaufnahmeverfahren in Sachen Kannenberg zu sammeln.“

Für einen kurzen Moment blitzte etwas wie ärgerliches Erstaunen in den Augen des Staatsanwalts auf. Seine Stimme klang noch schärfer und kürzer, als er gleich darauf fragte: „In welchem Auftrage geschähen Ihre Recherchen?“

„Im Auftrage des Herrn Geheimrats Kannenberg und des Doktor Weidner.“

Der Staatsanwalt erwiderte mit tadelndem Sarkasmus: „Die Herren hätten nicht nötig gehabt, sich in Unkosten zu stürzen. Die Behörde hat auch ohne die unerbetene Unterstützung des Detektivinstituts das Wiederaufnahmeverfahren in Gang gebracht.“

Der Detektiv biß sich auf die Lippen; seinem Mienspiel und dem nervösen Zucken seiner Finger, deren Spitzen sich in die Handflächen bohrten, hätte ein aufmerksamer Beobachter angemerkt, daß er sich innerlich einen Zwang auferlegte und daß es einer stillen Ueberwindung bedurfte, bevor er ruhig und höflich, ohne jeden Anflug von Empfindlichkeit oder triumphierender Genugtuung erwiderte: „Pardon, Herr Staatsanwalt. Ich war es, der die Uhr, die Labunde dem ermordeten Weidner abnahm, bei einem hiesigen Rückkaufshändler aufspürte.“

Der Staatsanwalt betrachtete den jungen Mann noch einmal aufmerksam und forschend.

„Ja, ganz recht. Ich erinnere mich jetzt,“ sagte er, „Ihrer Zeugenaussage im Prozeß Labunde. Arbeiteten Sie nicht damals als Volontär in einem hiesigen Geschäft?“

„In der Firma C. F. Weidner. Ganz recht! Das war die Maske, unter der ich mich in Nordenau einführte.“

Ein spöttisches Lächeln zuckte um die Mundwinkel des Staatsanwalts.

„Ich habe neuerdings Grund anzunehmen,“ sagte er, „daß es kein Meisterstück war, als Sie den Verdacht, den Mord an Weidner verübt zu haben, auf Labunde lenkten.“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Herr Staatsanwalt, und ich bin auch längst von meinem Verdacht gegen Labunde zurückgekommen. Der Mörder ist allem Anschein nach ein ganz anderer.“

„Wahrscheinlich, der Verurteilte — Kannenbera.“

„Nein, Kannenberg ist unschuldig. Meine Wahrnehmungen weisen auf einen dritten hin, den die königliche Staatsanwaltschaft wohl noch nicht in Verdacht gehabt hat.“

Ein ungläubiges, geringschätziges Lächeln zuckte um die Lippen des Staatsanwalts.

„Und das wäre?“

„O'Leary.“

Der Staatsanwalt sprang von seinem Stuhl auf. Ebensoviele Ueberraschung wie Unwille sprühte aus seinen Augen. „Herr, Sie sind wohl nicht recht gescheit!“ rief er heftig.

Hollweck gab seine ruhige und sichere Haltung nicht einen Augenblick lang auf.

„Gestatten Sie, Herr Staatsanwalt, daß ich meine Gründe entwickle?“ fragte er bescheiden.

Der Staatsanwalt setzte sich wieder und sah eine Weile ärgerlich und unentschlossen vor sich hin. Endlich entschied er sich, den Detektiv anzuhören.

„Aber bitte, fassen Sie sich so kurz als möglich!“ gebot er.

Hollweck verneigte sich auf dem Stuhl, den ihm der Staatsanwalt vorher durch eine Gebärde angewiesen hatte, und begann:

„O'Leary hatte drei Beweggründe zu seiner Tat. Erstens die Habgucht. Es war ihm bekannt, daß er in Weidners Testament reich bedacht worden war, daß ihm die Teilhaberschaft an der Firma zufallen würde. Es war ihm aber ebenfalls nicht unbekannt, daß Weidner sein Testament umstoßen würde, sobald er sich verheiraten würde, was erwiesenermaßen Weidners feste Absicht war. Zweitens die Eifersucht. Weidner beabsichtigte sich mit Fräulein Helene Wahr zu verloben, für die O'Leary aber selbst eine Leidenschaft gefaßt hatte. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß sich O'Leary schon vor Weidner — und zwar ohne Erfolg — um die Neigung der jungen Dame bemüht hatte. Drittens die Nachsucht. O'Leary hat eben dieser Dame wegen einen Konflikt mit Referendar Kannenberg gehabt. Kannenberg hatte, wie mir Fräulein Wahr selbst mitgeteilt hat, den Irlander körperlich gequält, weil er sich einer Ungehörlichkeit gegen Fräulein Wahr schuldig gemacht hatte. Indem O'Leary teuflischerweise den Verdacht auf Kannenberg lenkte, handelte er zugleich für seine eigene Sicherheit, sowie im Interesse seines Hasses gegen den unglücklichen Referendar.“

„Sie meinen also,“ warf der Staatsanwalt ein, der mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, wenn er auch äußerlich seine kühle,

anscheinend unberührte Haltung beibehielt. „Sie meinen, daß O'Leary mit Ueberlegung und voller Absichtlichkeit den Verdacht auf Rannenberg gelenkt hat? Dann müßte er ja ein Teufel in Menschengestalt sein.“

Hollweck zuckte mit den Achseln.

„Ich halte O'Leary,“ gab er mit Entschiedenheit zurück, „allerdings für einen Menschen, der keine Skrupel kennt, wenn es gilt, seine Interessen zu wahren. Daß er Rannenberg mit schlauer Berechnung verdächtigt hat, geht schon allein aus dem Umstand hervor, daß er Rannenberg's Stilet — natürlich absichtlich — am Tatort liegen ließ.“

„Ja, das Stilet Rannenberg's!“ rief hier der Staatsanwalt, den Detektiv mit ironischem Lächeln betrachtend. „Wie sollte O'Leary wohl zu dem Stilet gekommen sein?“

„Sehr einfach, durch Diebstahl. Man hat dem armseligen Teufel, dem Laburde, diesen Diebstahl zugemutet. Ich bin aber überzeugt, daß O'Leary das Stilet aus Rannenberg's Zimmer entwendet hat.“

Der Staatsanwalt schüttelte lebhaft mit dem Kopf und erklärte in seiner überlegenen Manier, von oben herab: „Diese Annahme brauchen Sie allerdings zu Ihrer Theorie. Aber Ihre Behauptung hat keinen Stützpunkt und schwebt frei in der Luft, wie diese ganze Anklage gegen O'Leary. Es ist erwiesen, daß O'Leary und Rannenberg keine Beziehungen zueinander hatten und Sie selbst haben soeben mitgeteilt, daß zwischen beiden eine starke Animosität bestand. Wie sollte also O'Leary Gelegenheit gehabt haben, den Diebstahl in Rannenberg's Zimmer auszuführen?“

Der Detektiv verlor auch dieser Frage gegenüber nicht seine Sicherheit.

„Die Witwe Brenndicke,“ erwiderte er, „die Wirtin Rannenberg's, hat seinerzeit ausgesagt, daß ein paar Tage vor dem Morde ein fremder Herr in Rannenberg's Abwesenheit dessen Zimmer betreten und sich dort eine Weile, unter dem Vorwande, auf den Referendar warten zu wollen, aufgehalten habe. Ich bin der Ansicht, daß dieser Fremde, der sich trotz aller Aufforderung niemals gemeldet hat, O'Leary gewesen ist. Ich behaupte ferner, daß der anonyme Brief, durch den Rannenberg nach seiner Aussage veranlaßt wurde, sich zu einem ihm in Aussicht gestellten Rendezvous nach dem Stadtpark zu begeben, von O'Leary zu dem Zweck verfaßt wurde, den Referendar zu einer bestimmten Zeit von seinem Zimmer fernzuhalten. Diese Abwesenheit Rannenberg's hat O'Leary benützt, um das Zimmer des Referendars zu betreten und hier das Stilet zu entwenden.“

Der Staatsanwalt schien nun doch stugig zu werden, jedenfalls gab er jetzt seine vornehme reservierte Haltung auf und verstieg sich sogar zu der Höflichkeit zu sagen: „Entschuldigen Sie! Die Einzelheiten sind mir nicht mehr so gegenwärtig.“ Dabei erhob er sich, verließ das Bureau durch die in das Nebenzimmer führende Thür und kehrte nach einer Weile mit einem dicken Aktenstück zurück. Er legte dasselbe auf seinen Schreibtisch und blätterte angelegentlich darin. Endlich hatte er die Aussage der Witwe Brenndicke gefunden, er las sie mit angestrengter Aufmerksamkeit. Seine Miene nahm dabei wieder den überlegenen und ungläubig lächelnden Ausdruck an.

## ➔ Allerlei. ➔

**Die Mabafterhöhle in Kalifornien.** Zu den Naturwundern Kaliforniens, welche die Aufmerksamkeit der Fremden in Anspruch nehmen, zählt auch die berühmte El Dorado-Höhle. Diese Höhle oder Grotte ist nicht von besonderer Größe, aber dafür ist der Mabafter, woraus ihre Wände und die Decke bestehen, wunderbar geformt und gefärbt. Besonders in der Belenchtung von Fackeln gewährt sie dem Besucher einen herrlichen Anblick. In einem Teile der Höhle hat der Mabafter die Gestalt einer Kanzel. Sie hat eine wunderschöne Draperie von Mabafter-Stalactiten, die von allen Farben, aus dem Weißen bis ins Blakrote spielend, herabhängen. Unmittelbar unter dieser Kanzel befindet sich ein See von unbekannter Ausdehnung. Wenn man in der Mitte der ersten Abteilung dieser Höhle angelangt ist, bemerkt man den Eingang zu einer noch reicheren Abteilung, in welcher prachtvoller Mabafter in allen erdenklichen Formen herunterhängt.

**Die Bewohner der Nordspitze von Neuholland** haben eine sehr eigentümliche Weise, Seeschildkröten zu fangen. Nämlich in den Pfützen am Meeresufer fangen sie erst kleine Saugerfische (Remora), welche die Eigenschaft haben, sich mit Energie an fremde Gegenstände festzusaugen. Diese Fischchen werden sorgfältig aufbewahrt, an ihrem Schweif eine lange dauerhafte Angelschnur befestigt. Mit einem Vorrat derselben begeben sich die Fischer in einem kleinen Boot in See. Sobald eine Schildkröte in Sicht kommt, wird ein Saugerfisch ausgeworfen, welcher alsbald auf die Schildkröte losschwimmt und sich an ihrem Panzer festsaugt. Sobald man an einem Faden der Schnur bemerkt, daß der Fisch gepackt hat, zieht man denselben mit seiner Beute an Bord. Der kleine Fisch hält dabei die Schildkröte so fest, daß man ein vierzig Pfund schweres Tier am Schwanz des Fisches aufheben kann. Ja sogar Schildkröten von hundert Pfund hat man auf diese Weise gefangen, welche eigentümlicherweise bereits vor bald vierhundert Jahren von Columbus an der Südküste der Insel Cuba beobachtet wurde.

„Die Zeugin Brenndicke,“ erklärte er, „hat allerdings die Aussage gemacht, von der Sie soeben gesprochen haben. Den Fremden aber, den Sie in das Zimmer des Referendars geführt hat, beschreiben sie folgendermaßen: Breitschulterig, groß, langen, dunkler Vollbart, halblanges, ebenfalls dunkles Haar und blaue Brille. Nun —“ der Staatsanwalt erhob seinen Blick und sah spöttisch zu dem jungen Mann hinüber. „Sie kennen ja O'Leary. Er ist groß und breitschulterig wie der Unbekannte der Frau Brenndicke, aber er hat kurzgeschorenes rötliches Haar und trägt keinen Bart, weder Schnurr- noch Backenbart.“

Hollweck erlaubte sich diesmal ebenfalls ein leichtes Lächeln.

„Es wäre nicht das erste Mal,“ bemerkte er, „daß ein Verbrecher, um sich unkenntlich zu machen, eine Perrücke und einen falschen Bart angelegt hätte. Die Dämmerstunde — Frau Brenndicke hat nach meiner Information ausdrücklich gesagt, daß der Besuch des Fremden in der Dämmerstunde stattfand — begünstigte die Masquerade.“

„Das ist eine willkürliche Annahme,“ erwiderte der Staatsanwalt ziemlich unwirsch, „die sehr abenteuerlich klingt und durch nichts bewiesen ist.“

„Die sich aber vielleicht beweisen läßt, wenn möglichst bald eine Haussuchung bei O'Leary vorgenommen werden würde. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich eventuell Bart und Perrücke noch vorfinden, denn es ist ja eine alte kriminalistische Erfahrung, daß selbst die schlauesten Verbrecher sich oft durch unbegreiflich dumme und leichtsinnige Unvorsichtigkeiten verraten.“

Der Herr Staatsanwalt aber machte eine sehr entschieden abwehrende Handbewegung.

„Ich werde mich hüten,“ erklärte er sehr bestimmt. „Herr O'Leary ist eine durchaus unbescholtene und angesehene Persönlichkeit. Ich habe durchaus keinen Anlaß zu einer Haussuchung bei ihm, denn es liegt nichts gegen ihn vor, als Ihre Behauptungen und Annahmen, die einen nachweisbaren Stützpunkt nicht haben. Es spricht wenig dafür und so ziemlich alles dagegen, daß O'Leary diese ganz abscheuliche Tat begangen haben könnte. Er war der intimste Freund Weidners, er hat selbst wiederholt in ganz überzeugender Weise seinen Eifer bewiesen, die Untat aufzuklären und dem Täter auf die Spur zu kommen, er hat ferner seine schmerzliche Erschütterung und Bewegung, in die ihn der Mord versetzt hatte, bei verschiedenen Gelegenheiten Ausdruck gegeben. Es ist aus allen diesen Gründen ganz undenkbar, daß er der Mörder sein sollte.“

Der Detektiv neigte sich auf seinem Stuhl nach vorn und mit seiner höflichsten, bescheidensten Miene entgegnete er: „Verzeihen der Herr Staatsanwalt, aber ich habe, als ich den Prozeß Rannenberg studierte und auch mit dem Auftreten des Zeugen O'Leary bekannt gemacht wurde, immer den Eindruck gehabt, daß dieser Eifer und diese Ergriffenheit, die O'Leary so ostentativ zur Schau getragen habe, ihn gerade verdächtig machen. Mir kommt dies alles als eine Rundgebung des bösen Gewissens vor und als eine Bemühung, einem etwaigen Verdacht von vornherein zu begegnen.“

„Ich habe eine andere Ansicht,“ unterbrach der Staatsanwalt kurz und scharf. „Und wenn Sie keinen besseren Grund anzuführen haben, muß ich jedes weitere Eingehen auf den von Ihnen geäußerten Verdacht zurückweisen.“ (Fortsetzung folgt.)

**Die Bedeutung des Fächers in Japan** ist von ganz eigentümlicher Art. Er gehört zum Kostüm der Männer und Frauen — der Soldat führt ihn wie der Mönch. Auf dem ausgestreckten Fächer erbittet der Bettler sich ein Almosen, empfängt ein höflicher Gast die ihm dargebrachte Bekerei. Der Fächer ist den Höflingen der Chapeau bas, der ihnen im Vorzimmer Kühlung verschaffen und die Langeweile verfürzen helfen muß; er vertritt die Stelle des Stüchchens, das die Hand des Stuhlers gedankenlos bewegt; dem Pädagogen ist er zugleich Griffel, Strafrute und ein Geschenk für fleißige Schüler. Durch Ueberreichung eines Fächers endlich auf einem Präsentierteller wird vornehmen Verbrechern das Todesurteil verkündet und in dem Augenblick, wo diese unser landesüblicher Dankesbezeugung Hände und Hals der Gabe entgegenstrecken, an ihnen vollzogen.

## ✻ Unsere Bilder. ✻

**Die Krone der Gort des Friedens**, so benannte der begabte Bildhauer E. v. Uechritz sein schönes Bildwerk, welches in dem neuerbauten Herrenhaus zu Berlin seinen Standort gefunden hat. Die Idee des prächtigen Kunstwerkes wird in den schönen Versen von N. Ziegler zum Ausdruck gebracht, die wir hier folgen lassen:

Der Friede.

Es fiel im Lenzduft aus des Himmels Strahlenmantel  
Ins dunkle Erdentweh ein Stern von Gott gesandt:  
„Dort unten, wo die Menschen kämpfen, lieben, hassen,  
Dort suche Dir ein neues, ew'ges Vaterland!“

Der Götterlieblich sah, wie Völkerglück und Jammer  
Gemoben ward am Herrscherthron im Purpurglanz —  
Da brach aus seinen Augen sel'ner Heimatglaube  
Und huld'gend schlang ums Schwert der Friede seinen Kranz.

**Gemeinnütziges.**

**Schellfisch zu kochen.** Der Schellfisch wird geschuppt, ausgeweidet, gewaschen und je nach der Größe in 3 oder gar 4 Teilen geschnitten. Nochmals abgespült, tut man denselben in kochendes, nicht zu schwach gesalzenes Wasser und nimmt den Schaum ab. Wenn dies zu kochen beginnt, ist der Fisch gar, weiter kochen darf er nicht. Zum Aufnehmen des Salzes läßt man ihn noch eine Weile im Salzwasser, richtet ihn recht heiß an und gibt geschmolzene Butter, Senf und Kartoffeln dazu.

**Ein unfehlbares Mittel gegen Hühneraugen** ist das Fichtenpech, wie es aus dem Baume oder aus dem feingemachten Holz herausdringt. Man nimmt einen Lappen, bringt etwas Pech darauf, wärmt dieses durch ein darüber gehaltenes Streichholz etwas an und klebt es auf das Hühnerauge, indem man das übrige Enden des Lappchens um die Behe herumwickelt. Nach 24 Stunden kann man das Hühnerauge mit den Fingernägeln herausheben; sollte es ausnahmsweise noch nicht gehen, so ist Wiederholung der Prozedur notwendig.

**Praktische Schutzmittel gegen schlechtschließende Fenster und Türen.** Welch großen Verdruß schlechtschließende Fenster und Türen der Hausfrau verursachen können, ist bekannt. Der feine, durch sie verursachte Zug ist namentlich zu Rheumatismus neigenden Personen sehr schädlich, und das schnelle Auskühlen der Zimmer ist ebenso lästig wie kostspielig. Deshalb war man von je bestrebt, den Uebelstand durch geeignete Schutzmittel zu beseitigen; aber alles Verschmieren der Ritzen mit Glaserkitt, das Benageln mit Luchseifen usw. erwies sich als unzureichend, und so wird man gewiß ein neues, wirklich erprobtes und dabei recht einfaches Schutzmittel mit Freude begrüßen. Es sind dieses die sogenannten „Selbstkleber“, aus zehnfach zusammengerolltem Holzfaserstoff bestehende Streifen, die, auf einer Seite mit einem gut haftenden Klebstoff bestrichen, nur gründlichen Anfeuchtens und festen Eindrückens in die Rahmen der Fenster und Türen bedürfen, um sofort den lästigen Zug zu beseitigen.

**Reiniger für Bügeleisen.** Wenn der Boden des Plätteisens nicht tadellos sauber und glatt ist, kann man die feine Wäsche niemals glänzend und gut herstellen, und besonders auch bei den hellen Hemdblusen, weißen Unterröcken usw. die trübe Wahrheit erfahren, daß alle Mühe umsonst gewesen ist, wenn man diese an sich unbedeutende Sache nicht beachtet hat. Wenn man sich selbst einen Reiniger für den Boden des Plätteisens herstellt und denselben jedesmal vor Beginn der Plätterei anwendet, so kann man stets sicher sein, das Plätteisen blank und glatt zu haben. Man nimmt ein längliches, etwa 5 Zentimeter hohes Stück glattes, festes Holz, das man sich vom Tischler schneiden läßt, und zwar am besten aus Eichenholz, worauf man die eine Seite fest mit Schmirgelleinwand bespannt. Man braucht nur einige Male mit dem Plätteisen vor dem Plätten und auch während des Plättens, sowie sich an der Sohle des Plätteisens Stärke ansieht, über die Schmirgelleinwand zu fahren, und alle etwa anhaftenden Unebenheiten werden verschwinden.

**Nachtsch.**

**1. Räffelsprung.**

nen	leuch	des	für	ges	Per	ren	sei	sen	Stun
muß	men	Ster	zu	da	ge	müß	le	was	es
sein	glanz	ten	Der	len	off	ne	of	ben	dunt
muß	sen	daß	mel	wa	fen	halt	ge	Band	ein
de	muß	das	Klaf	ne	tra	ans	Herz	sein	Ta
Meer	ren	Him	keln	rings	er	daß	ge	daß	des
der	Run	und	tief	ge	Bun	ken	Grun	zu	Gold
Kla	bis	Dun	im	stigt	zum	steh	de	Gro	de

**2. Räffel.**

Die Städter sind vom Feind umgeben,  
Der sie bedroht mit Brand und Mord;  
Doch sie verzweifeln nicht am Leben,  
So lang vorhanden noch das Wort.

Da endlich ist's dem Feind gelungen:  
Es fiel die Stadt so fest erbaut.  
Was hat den treuen Mut bezwungen?  
Das Wort (mit einem andern Laut).

**3. Arithmetische Aufgabe.**

Ein Windhund verfolgt einen Hasen, der ihm 330 Meter voraus ist. Der Hase macht 8 Sprünge, während der Windhund 5 macht; aber dieser kommt mit 3 Sprüngen so weit, wie der Hase mit 7. Der Hase legt aber mit jedem Sprünge 2 Meter zurück. Wieviel Sprünge muß der Hund noch machen, bis er den Hasen erreicht, und wieviel Sprünge kann der Hase noch machen, bis er von dem Hunde eingeholt wird.

**Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.**

1. Es ist ein schlechter Arbeitsmann, Der nicht vom Handwerk leben kann.
2. Brocken, trocken.
3. An dem Ausflug nahmen 417 Schüler teil.

**Lustiges.**

**Die Sperrfuge.**

„Johann, geh nach dem Theater und hole mir sechs Sperrfuge. Hier ist das Geld.“  
„Schön, Herr Meier.“ (Geht und kommt nach ein paar Augenblicken wieder.) „Herr Meier, werden die aber auch alle auf unseren Handwagen gehen? Es wird wohl ein bißchen zuviel werden.“

**Genügend verstehen.**



Hausfrau: „Also Sie möchten zu mir in den Dienst treten? Haben Sie denn auch ein Zeugnis aufzuweisen?“  
Mädchen für Alles: „Wat? Gens bloß? Wat Sie denken! Fußzig bringe ich Ihnen, wenn nötig is!“

**Falsch verstanden.**

„Na, wie steht's mit meiner Sache, Herr Rechtsanwalt?“  
„Tut mir leid; ich habe Revision eingelegt; sie ist aber beim Reichsgericht verworfen worden.“  
„Verworfen? Das hörte ich schon öfter! Muß ja dort ne nette Ordnung sein!“

**Scherzfrage.**

„Welcher Vogel ist ein ganzer Mensch und eine halbe Violine?“  
„Der Papagei (Papa — gei).“

**Passende Form.**

A.: „Warum dichten Sie eigentlich Ihre Braut immer in Sonett-Form an?“  
B.: „Nun, wissen Sie — weil sie halt gar so — nett ist!“

**Ein feiner Mann.**

Richter: „Die Geschworenen ziehen sich nun zurück.“  
Angeklagter: „Bitte, meine Herren, genießen Sie sich meinethalben nicht.“

**Entschuldigt.**

Das Weib des Säufers (zu ihrem Gatten): „Schon wieder beim Branntwein gewesen und —“  
Mann (einfallend): „Red nicht so dumm; ich bin Spiritist!“

**Figigkeit.**

Drei reisende Handwerksburschen, ein Oesterreicher, ein Ungar und ein Böhme besuchten einmal auf ihrer Wanderung eine berühmte Wallfahrtskirche, und als sie dieselbe verlassen hatten, entwickelte sich folgendes Gespräch:

Oesterreicher: „Habt ihr nicht gesehen das schöne kleine goldene Kreuzifix auf dem ersten Seitenaltar?“

Ungar (nach seiner Brusttasche zeigend): „Hob ich schon!“  
„Ghabt,“ replizierte hierauf der Böhme, das Kreuzifix vorzeigend.

**Beim Kollekteur.**

Herr: „Kann ich die Nummer 55 noch erhalten?“

Kollekteur: „Warum denn gerade die Nummer 55?“

Herr: „Meine verstorbene Braut ist mir diese Nacht im Traume erschienen und hat auf jeder Wange eine 5 stehen gehabt!“

Kollekteur: „Hatte sie den Mund dabei offen oder nicht?“

Herr: „Offen, Herr Kollekteur, weit auf!“

Kollekteur: „Da müssen Sie auch noch die Nummer 505 nehmen!“